Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 3

Artikel: Maria Chapdelaine : Roman. Teil 4
Autor: Hémon, Louis
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663980

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Am häuslichen Herd.

XXXIX. Jahrgang | Zürich, 1. November 1935 | Heft 3

Pflügerlied.

Arbeitsam und wacker
Pflügen wir den Acker,
Singend, auf und ab.
Sorgsam trennen wollen
Wir die lockern Schollen,
Unsrer Saaten Grab.

Neigt den Blick zur Erde,
Lieb und heimlich werde
Uns ihr dunkler Schoß.
Hier ist doch kein Bleiben;
Ausgesät zerstäuben
Ist auch unser Los.

Gottes Sonne leuchtet,
Lauer Regen feuchtet
Das entkeimte Grün.
Flock, o Schnee, und strecke
Deine Silberdecke
Schirmend drüber hin!

Ernten werden wanken,
Wo nur Körner sanken;
Mutter Erd ist treu.
Nichts wird hier vernichtet,
Und Verwesung sichtet
Nur vom Keim die Spreu.

Wer um Tote trauert,
Glaub es, ewig dauert
Nicht der Aussaat Zeit.
Aus enthülster Schale
Keimt im Todestale
Frucht der Ewigkeit!

G. von Salis.

Maria Chapdelaine.

Roman von Louis Hémon. (Fortsetzung.)

IV

Anfang Juni, nach einigen kalten Tagen, wurde es ganz plötzlich Frühling. Die Sonne brannte auf Erde und Wald, die letzten Schneeflecken schwanden selbst an den schattigsten Stellen, der Péribonkafluß kletterte allmählich an seinen steilen felsigen Ufern in die Höhe und netzte das Weidengesträuch und die Wurzeln der ersten Pinien; ein ungeheurer Schmutz türmte sich auf den Wegen. Der Boden Kanadas entledigte sich der letzten Winterspuren mit einer Art ungestümer Eile, als fürchte er schon das Herannahen des neuen Winters.

Esdras und Da'Bé kamen von den Holzplätzen zurück, wo sie den ganzen Winter gearbeitet hatten. Esdras war der älteste von allen, ein großer vierschrötiger Bursche mit braunem Gesicht und schwarzen Haaren, dem seine niedrige Stirn und das fleischige Kinn etwas Neronisches, Herrisches, ein wenig Brutales gaben; dabei sprach er sanft und bedächtig und zeigte in allem große Geduld. Vom Tyrannen hatte er jedenfalls nur das Gesicht. Vielleicht hatten all die langen kalten Winter und der hausbackene Humor seiner Rasse in ihm das sanfte, schlichte Herz geschaffen, das sein finsteres Äußere Lügen strafte.

Da'Bé war ebensogroß, aber schmaler, lebhafter und heiterer, und glich seinem Vater.

Die Eltern Chapdelaines hatten ihren beiden ersten Kindern, Esdras und Maria, schöne, groß-

artige und klangvolle Namen gegeben, aber dann war ihnen soviel Feierlichkeit offenbar lästig geworden, denn die beiden nächsten hatten sich noch nie bei ihren richtigen Namen nennen hören, sondern immer nur mit den kindlichen Kosenamen „Da'Bé" und „Tit'Bé". Die letzten jedoch waren mit einer Rückkehr zur Feierlichkeit „Télesphore" und „Alma-Rose" getauft worden.

„Wenn die Söhne zurück sind, wollen wir Land machen," hatte der Vater gesagt.

Sie machten sich in der Tat ohne Verzug daran mit Hilfe ihres „gedingten Mannes" Edwige Légaré.

In Quebec ist die Namenschreibung etwas sehr Schwankendes geworden. Die Bevölkerung, die weit verstreut über das halbwilde Land zum größten Teil ohne Bildung ist und sich nur bei ihren Priestern Rat holen kann, hat sich daran gewöhnt, bei den Namen nur den Klang zu berücksichtigen und sich weder um ihre Schreibweise noch um ihr Geschlecht zu bekümmern. Naturgemäß hat sich die Aussprache von Mund zu Mund und von Familie zu Familie verändert, und zwingt einmal ein feierlicher Anlaß die Leute, zur Feder zu greifen, so buchstabiert eben jeder seinen Taufnamen auf seine Weise, ohne sich auch nur klar zu machen, daß es für jeden dieser Namen eine bestimmte Regel geben könnte. Anleihen bei andern Sprachen haben dies Schwanken in bezug auf Orthographie und Geschlecht noch verstärkt. Man schreibt Denise oder Denije oder Deneige, Conrad oder Conrade; Männer nennen sich Herménégilde, Aglaé, Edwige ...

Edwige Légaré arbeitete seit elf Jahren jeden Sommer als Knecht bei Chapdelaines. Das heißt, für einen Lohn von zwanzig Piastern im Monat schaffte er jeden Tag von vier Uhr morgens bis neun Uhr abends angespannt und stürzte sich mit einer Art wilden Eifers, der niemals erlahmte, in jegliche Arbeit. Denn er gehörte zu den Männern, denen es ihrer ganzen Anlage nach unmöglich ist, irgend etwas zu tun, ohne gleichsam mit stets erneuter krampfhafter Wut das ihnen innewohnende Höchstmaß von Kraft und Energie dabei einzusetzen. Edwige, kurz und breit von Gestalt, hatte ein Paar erstaunlich hellblaue Augen — etwas Seltenes in Kanada — mit scharfem, dabei kindlichem Blick, in einem lehmfarbenen Gesicht, das ein Bart in fast der gleichen Farbe, der ständig von Schnittwunden zerhackt war, bedeckte. Denn er rasierte sich aus einer unerklärlichen Eitelkeit zwei- bis dreimal in der Woche und zwar immer des Abends, vor dem Spiegelstückchen, das über der Pumpe hing, bei dem trüben Licht der kleinen Lampe, und stöhnte vor Anstrengung und Schmerz, während er mit dem Rasiermesser seinen borstigen Bart bearbeitete. In Hemd und Hosen aus kanadischem Stoff von lehmartigem Braun, die Füße in großen graubraunen Stiefeln, war er tatsächlich ganz und gar erdfarben, und sein Gesicht drückte eine außerordentliche Derbheit aus.

Vater Chapdelaine, seine drei Söhne und sein Knecht fingen also an, Land zu machen.

Der Wald drängte sich noch bis dicht an die Gebäude, die sie selbst vor einigen Jahren errichtet hatten, das kleine viereckige Haus, die Scheune aus roh zusammengefügten Brettern, den Stall aus rohen Baumstämmen, zwischen die Lumpen und Erdstücke gepreßt waren.

Zwischen den wenigen schon gerodeten kahlen Feldern und dem Saum dunkelbelaubter Bäume erstreckte sich ein weites Stück Land, das die Axt erst schüchtern berührt hatte. Ein paar grüne Stämme waren gefällt und als Bauholz verwandt worden. Trockne Stümpfe, gesägt und gespalten, hatten einen ganzen Winter über den großen eisernen Ofen gespeist. Aber der Boden war immer noch bedeckt mit einem Chaos von Baumstrünken, von Wurzeln, hingestreckten Bäumen, die zu sehr verfault waren, als daß sie noch als Brennholz getaugt hätten, und anderen, die zwar abgestorben waren, aber noch aufrecht aus dem Erlendickicht aufragten.

Die fünf Männer begaben sich eines Morgens zu diesem Stück Land und machten sich unverzüglich und wortlos an die Arbeit, denn die Aufgabe jedes einzelnen war im voraus bestimmt worden.

Vater Chapdelaine und Da'Bé faßten einander gegenüber auf jeder Seite eines noch aufrecht stehenden Baumes Fuß und begannen ihre Äxte mit Birkenholzstielen im Takt zu schwingen. Jeder von ihnen machte zuerst eine tiefe Kerbe ins Holz, indem er geduldig ein paar Sekunden lang immer auf dieselbe Stelle schlug, dann ging die Axt plötzlich in die Höhe, traf den Stamm einen Fuß höher in schräger Richtung und ließ bei jedem Schlag einen handgroßen Span herausfliegen, der in der Faserrichtung herausgeschnitten war. Wenn ihre beiden Kerben fast zusammentrafen, hielt der eine inne und der andere schlug langsamer, indem er seine Axt jedesmal einen Augenblick in dem Einschnitt ließ. Der Baum, der wie auf Messers Schneide nur noch durch ein Wunder stand, gab endlich nach, der

Stamm neigte sich, und die beiden Holzfäller wichen einen Schritt zurück und sahen ihn fallen, wobei jeder einen lauten Schrei ausstieß, um den andern zu warnen.

Dann kamen Edwige Légaré und Esdras heran, und war der Baum nicht zu schwer für ihre vereinten Kräfte, ergriffen sie ihn, jeder an einem Ende, umklammerten den runden Stamm mit ihren starken Händen und richteten sich wieder auf, wobei sie nur mit Mühe Rückgrat und Arme, die in den Gelenken knackten, wieder gerade machen konnten. Mit kleinen schwankenden Schritten und mühsam die andern noch auf dem Boden liegenden Bäume übersteigend, trugen sie ihn dann zu einem der nahen Haufen. Schien ihnen jedoch die Last zu schwer, so kam Tit'Bé mit dem Pferd Karl-Eugen, das eine kleine Karre zog, an der eine dicke Kette befestigt war. Die Kette wurde um den Stamm geschlungen und befestigt, das Pferd zog an, und mit größter Anstrengung, daß die Muskeln seiner Schenkel anschwollen, schleifte es den Stamm über den Boden, hinweg über die Baumstümpfe und die jungen Erlen, die geknickt liegen blieben.

Am Mittag trat Maria auf die Türschwelle und verkündete durch einen langgedehnten Ruf, daß das Essen bereit sei. Langsam richteten die Männer sich zwischen den Baumstümpfen auf, wischten sich mit der flachen Hand die Schweißtropfen ab, die ihnen in die Augen rannen, und machten sich auf den Heimweg.

Die Erbsensuppe dampfte schon in den Tellern. Die Männer ließen sich langsam, wie betäubt von der schweren Arbeit, am Tisch nieder, aber als sie erst ein wenig Atem geschöpft hatten, meldete sich auch schon der große Hunger und sie begannen das Essen zu verschlingen. Die beiden Frauen bedienten sie, füllten die leeren Teller, brachten die große Schüssel mit Speck und Salzkartoffeln und gossen heißen Tee in die Tassen. Als das Fleisch verschwunden war, füllten die Männer ihre Untertassen mit Sirup, in den sie große Stücke weiches Brot tauchten. Da sie schnell und wortlos gegessen hatten, waren sie bald gesättigt, schoben ihre Teller von sich und lehnten sich mit einem Seufzer der Befriedigung in ihre Stühle zurück, wobei sie mit den Händen in die Taschen fuhren, um die Pfeifen und tabakgeschwellten Schweinsblasen herauszuholen.

Edwige Légaré setzte sich auf die Türschwelle und wiederholte ein ums andre Mal: „Das hat gut geschmeckt — das hat gut geschmeckt!" mit der Miene eines Richters, der ein unparteiisches Urteil fällt, worauf er sich an den Türpfosten lehnte und seinen Pfeifenrauch und den Blick seiner kleinen hellen Augen dieselbe Fahrt ins Blaue machen ließ.

Vater Chapdelaine nickte auf seinem Stuhl sachte ein und schlief schließlich ganz fest, während die andern rauchten und behaglich von ihrer Arbeit plauderten.

„Wenn es etwas gibt", sagte Mutter Chapdelaine, „das mich damit aussöhnen könnte, so weit hinten im Walde zu wohnen, so ist es diese Zeit, wenn meine Männer ein schönes Stück Land machen ... Ein schönes Stück Land, das noch eben voll Wald, voller Baumstrünke und Wurzeln war, und nach kaum vierzehn Tagen sieht man's wieder, ratzekahl geschoren und für den Pflug bereit — ich meine, etwas Schöneres und Erfreulicheres gibt es nirgends auf der Welt!"

Die andern nickten zustimmend und schwiegen eine Weile, sich mit Genuß in das Bild vertiefend. Und nun erwachte Vater Chapdelaine erfrischt von seinem Schlummer und bereit zur Arbeit, und sie standen auf und gingen wieder hinaus.

Das Stück, auf dem sie am Morgen gearbeitet hatten, war noch mit Baumstümpfen übersät und ein Gewirr von Erlenbüschen. Sie machten sich daran, die Erlen abzuschneiden und auszureißen, wobei sie die Zweige büschelweise in die Hand nahmen und mit der Axt abhieben, oder aber den Boden rings um die Wurzeln aufgruben und dann den ganzen Busch mit einem einzigen Zug herausrissen. Als die Erlen verschwunden waren, blieben nur noch die Baumstümpfe übrig.

Légaré und Esdras nahmen die kleinsten in Angriff ohne andere Hilfsmittel als ihre Äxte und starke Holzstangen. Mit der Axt hieben sie die Wurzeln ab, die über der Erde lagen, trieben dann eine Stange als Hebel ganz unten am Stamm ein und lehnten sich mit ihrem ganzen Körpergewicht mit aller Macht dagegen, die Brust an die Stange gepreßt.

Genügte diese Anstrengung noch nicht, um die tausend Bande zu zerreißen, die den Baum an den Boden fesselten, so fuhr Légaré fort, mit aller Macht und unter Ächzen und Stöhnen auf die Hebestange zu drücken, um den Baum ein wenig zu heben, während Esdras wieder zur Axt griff und wütend auf den Boden einhieb, um die letzten Wurzeln eine nach der andern zu durchschneiden.

Weiter hinten arbeiteten die drei Männer mit dem Wurzelheber, vor den das Pferd Karl-Eugen gespannt war. Das Gerüst in Form einer stumpfen Pyramide wurde über den großen Baumstumpf gebracht und gesenkt, dieser an Ketten, die über eine Rolle führten, befestigt, worauf das Pferd an dem andern Ende der Kette mit einem plötzlichen Ruck und indem es sein ganzes Gewicht nach vorn warf, anzog, daß große Erdklumpen unter seinen Hufen aufflogen. Es war ein kurzer verzweifelter Angriff, ein stürmischer Anlauf, den der Widerstand manchmal fast unmittelbar wie eine brutale Faust zum Stehen brachte; dann gingen die dicken Stahlklingen der Äxte wieder hoch, blitzten in der Sonne hell auf und sausten mit dumpfem Aufprall wieder auf die dicken Wurzeln nieder, während das wildblickende Pferd sich ein paar Augenblicke verschnaufte, ehe ein kurzer Befehl es von neuem antrieb. Und danach mußte man die ausgerissenen Baumstümpfe noch zu den großen Haufen hinschleifen und über den Boden rollen, was wiederum Kreuzschmerzen, steife Arme und geschwollene Adern an den mit Erde beschmutzten Händen bedeutete, die einen erbitterten Kampf mit dem massiven Stumpf und den dicken abgehackten Wurzeln zu führen schienen.

Die Sonne sank immer tiefer, ging unter, der Himmel über dem Waldessaum färbte sich in zarten hellen Tönen, und die Stunde des Abendbrots sah fünf erdfarbene Männer ins Haus zurückkehren.

Mutter Chapdelaine trug ihnen das Essen auf und fragte dabei tausend Einzelheiten über die Tagesarbeit, und als sie die Vorstellung von dem gerodeten, prächtig gesäuberten Fleckchen Land ganz in sich aufgenommen hatte, geriet sie in eine Art mystische Verzückung.

Die Hände in die Hüften gestemmt und einen Sitzplatz verschmähend, pries sie die Schönheit der Welt, so wie sie sie auffaßte, nicht die grausame, durch die Bewunderung der Städter künstlich aufgebauschte Schönheit der hohen steinigen Berge und der gefahrvollen Meere, sondern die sanfte und wahre Schönheit der reichen fruchtbaren Ebene, deren malerischer Reiz nur in wohlgeordneten Reihen langer Furchen und in sanft hinfließenden Bächen besteht, der Ebene, die sich dem Kuß der Sonne mit der Hingabe des liebenden Weibes unverhüllt darbietet.

Sie besang die Heldentaten der vier Chapdelaines und Edwige Légarés, ihren Kampf mit der barbarischen Natur und ihren heutigen Sieg, und sie geizte nicht mit Lob und verkündete ihren wohlberechtigten Stolz, während die fünf Männer schweigend ihre Holz- oder Tonpfeife rauchten und nach ihrer langen Arbeit unbeweglich wie Statuen dasaßen, Statuen aus braunem Ton mit tiefen Ringen um die Augen.

„Die Baumstümpfe sind hart", sagte Vater Chapdelaine endlich, „die Wurzeln sind in der Erde nicht so verfault, wie ich glaubte. Ich rechne, daß wir's nicht unter drei Wochen schaffen werden."

Er blickte fragend zu Légaré hinüber, der ernst und zustimmend nickte.

„Drei Wochen — jawohl, verflucht, das rechne ich auch."

Sie schwiegen von neuem, geduldig und entschlossen wie Männer, die am Anfang eines langen Krieges stehen.

Der kanadische Frühling war erst ein paar Wochen alt, als dem Kalender nach schon der Sommer kam, und es war, als ob die Gottheit, die das Klima des Landes regelte, den Zeiger an der Jahreszeitenuhr höchst eigenhändig plötzlich vorrückte, um die glücklichen Länder des Südens wieder einmal in ihrem Kreis zu vereinigen. Ganz plötzlich setzte eine glühende Hitze ein, die fast ebenso maßlos war wie vorher die Winterkälte. Die Spitzen der Pinien und Zypressen verharrten, vom Wind vergessen, in regungsloser Starrheit; über ihrer dunkeln Linie spannte sich ein ewig klarer Himmel, der in seiner Wolkenlosigkeit auch etwas Unbewegliches hatte, und von früh bis spät brannte die Sonne unbarmherzig hernieder und dörrte die Erde aus.

Die fünf Männer setzten ihre Arbeit fort, und von Tag zu Tag dehnte sich die Lichtung, die sie schufen, etwas weiter hinter ihnen aus; überall in dem kahlen Boden gähnten tiefe Löcher, die die gute Erde erkennen ließen.

Eines Morgens brachte Maria ihnen Wasser hinaus.

Vater Chapdelaine und Tit'Bé schnitten Erlen, Da'Bé und Esdras schichteten die gefällten Bäume zu Haufen auf. Edwige Légaré hatte ganz allein einen Baumstumpf in Angriff genommen. Die eine Hand am Stamme, hatte er mit der andern eine Wurzel ergriffen, wie man beim Kampf das Bein eines riesengroßen Gegners ergreift, und kämpfte nun gegen den vereinten passiven Widerstand des Baumes und der Erde als haßerfüllter Feind, den dieser Widerstand in Wut bringt. Plötzlich gab der Baumstumpf nach, legte sich vornüber. Edwige fuhr mit

der Hand über die Stirn und setzte sich auf eine Wurzel, schweißtriefend und wie stumpfsinnig von der Anstrengung. Als Maria, nachdem die andern getrunken hatten, mit dem noch halb gefüllten Eimer zu ihm kam, saß er immer noch regungslos und keuchend da und sagte mit irrem Blick:

„Ich fall in Ohnmacht — o, ich fall in Ohnmacht!"

Aber als er sie kommen sah, unterbrach er sich und stieß ein Gebrüll aus.

„Frisches Wasser! Zum Teufel, her mit dem frischen Wasser!"

Er ergriff den Eimer, trank ihn halb aus und goß sich den Rest über Kopf und Hals, worauf er triefend sich von neuem auf den besiegten Baumstumpf stürzte und ihn zu einem der Haufen zu rollen begann, wie man eine Beute davonträgt.

Maria blieb ein Weilchen dort und schaute der Arbeit der Männer und dem von Tag zu Tag erstaunlicheren Erfolg dieser Arbeit zu. Dann machte sie sich wieder auf den Heimweg, fröhlich den leeren Eimer schwenkend; wie gut hatte sie es doch, daß sie jung und gesund unter dieser strahlenden Sonne leben, daß sie an etwas Schönes denken konnte, das vor ihr lag und ganz bald eintreffen mußte, wenn sie nur geduldig und inbrünstig genug betete.

Lange noch folgten ihr die Stimmen der Männer, da die von der Hitze hart gewordene Erde den Klang zurückwarf. Esdras, der schon wieder einen gefällten jungen Zypressenstamm umklammert hielt, sagte mit sanfter Stimme:

„Nur ruhig — los!"

Légaré schlug sich mit einem neuen hartnäckigen Feind herum und fluchte mit unterdrückter Stimme.

„Zum Teufel, du sollst mir schon wackeln."

Sein Keuchen hörte man fast ebenso laut wie seine Worte. Er verschnaufte sich einen Augenblick, dann stürzte er sich von neuem in den Kampf, indem er die Arme reckte und sich in seinen breiten Hüften drehte.

Und noch einmal erscholl seine Stimme in Flüchen und Klagen.

„Ich sag dir, ich krieg dich doch! — Kreuzsackerment, was das heiß ist! Das ist zum Sterben —."

Seine Klage wurde zu einem lauten Schrei.

„Herrjeh, das ist zum Verrecken beim Landmachen!"

Die Stimme Vater Chapdelaines klang etwas erstickt, aber fröhlich, wie er ihm zurief:

„Sachte, Edwige, sachte! Die Erbsensuppe muß gleich fertig sein."

Und wirklich dauerte es nicht lange, bis Maria von neuem vors Haus trat, die hohlen Hände an den Mund legte, daß der Schall weiter dränge, und mit einem lauten singenden Ruf das Mittagessen ansagte.

Gegen Abend wachte der Wind wieder auf, und köstliche Kühle wehte hernieder wie ein Himmelsgeschenk. Aber der bleiche Himmel blieb wolkenlos.

„Wenn das schöne Wetter anhält", sagte Mutter Chapdelaine, „sind bis zum Fest der heiligen Anna die Blaubeeren reif." (Fortsetzung folgt.)

Gottvertrauen.

Gott lebt und wirkt, zerstreut die Nebelschwaden,
Er ist das Licht, zu Ihm blick', Mensch, empor!
Er will das gläub'ge Herz so reich begnaden,
Führt seine Kinder durch des Friedens Tor.

Im Glauben wirst du, Mensch, zum Glück genesen,
Wirst gern bekennen, daß dein Gott dich führt;
Allmächt'ger Vater, Geist, du höchstes Wesen,
Im Guten bleibt, wer deine Nähe spürt.

Otto Volkart.

Allerseelen.

Sterben in der Natur, Totenfest in der menschlichen Gemeinschaft. Menschheitsgeschichte birgt der Totenkult, dem Natur- und Kulturvölker huldigen. Primitiver Gemeinschaftsglaube und vergeistigte Religionsform modernster Weltanschauung feiern den Tag der Toten an den Übergangs- und Trennungszeiten der großen Jahresabschnitte. Das Christentum nimmt das altheidnische Fest aller Manen, auch Cara cognatio genannt, liebevoll in seinen Schoß auf. Dem Orden des heiligen Benediktus verdankt die gläubige Welt den Allerseelentag, der an Stelle der zahlreichen früh-christlichen Einzelfeste durch Abt Odilo von Cluny im Jahre 998 für die ihm unterstellten Ordenshäuser zu einer gemeinsamen Gedächtnisfeier erhoben wird. Auf den zweiten November, das heißt gegen den Schluß des Kirchenjahres, verlegt man das allgemeine Seelen-